

Sucht nach einer Tüte voll Paradies

Meister der
Landschaftsmalerei
in Versen:
Zum Tod des
Büchnerpreisträgers
Jürgen Becker.



Jürgen Becker (1932 bis 2024), aufgenommen im Jahr 2001

Foto Brigitte Friedrich

Jürgen Becker wurde 1932 geboren. Damit zählte er zur sogenannten skeptischen Generation, die den Nationalsozialismus und den Krieg in der Kindheit oder Jugend erlebte und danach Ideologien nur noch mit Vorsicht begegnete. Beckers Werk, das aus Hörspielen, journalartigen Erzählungen und vor allem Gedichten besteht, kommt tatsächlich ohne starke Überzeugungen oder gar Glaubenssätze und überhaupt ohne Aufwallungen aus. Seine Skepsis reichte aber noch weiter und richtete sich auch gegen überlieferte literarische Formen: Seine Gedichte sind ungereimt und verzichten auf besondere Metaphern, die Erzählungen leben nicht vom Plot oder von den Figuren, sondern von intensiven und erhellenden Beobachtungen. Dass diese Haltung der Vorsicht etwas mit frühen Erschütterungen und Desillusionierungen zu tun hat, zeigen noch seine spätesten Bücher: Der September blieb für ihn immer der Monat, in dem der Zweite Weltkrieg begann, in den Träumen fielen immer noch Bomben, und im Gewitter hörte er das Geschützfeuer. Das frühe Zerbrechen der elterlichen Ehe und der Tod der Mutter schmerzten nach Jahrzehnten noch.

Aber zur skeptischen Generation gehörte auch die Fähigkeit, nach dem Krieg in der neuen westlichen Gesellschaft aufzubrechen und die sich bietenden Chancen zu nutzen. Die Jahre nach dem Krieg wirken auch auf Becker befreiend, neue Verheißungen warteten: „Herbst 49, / hinter Aachen vorm belgischen Schlagbaum, entdeckten wir / das Büchchen mit Fritten, die erste Portion, gelb, / knusprig und salzig, fing an so etwas wie Sucht lebenslang / nach einer Tüte voll Paradies.“ Wie andere Autoren seiner Zeit fand er einen Platz in der sich schnell entwickelnden und damals finanzkräftigen Medienwelt, arbeitete in Verlagen und beim Rundfunk, mit der wichtigsten Station als Leiter der Hörspielredaktion des Deutschlandfunks von 1974 bis 1993.

In seinen Büchern erkennt man überall die alte Bundesrepublik wieder, den ökonomischen Aufschwung, die Dominanz der Mittelklasse, die Zersiedelung der Landschaft, festgehalten in einem typischen Gedicht mit dem Titel „Skizzenblock“, das so beginnt: „Morgens in der Westluft, klar und blau, / der Geruch der rheinischen Olefin; ich betrachte / das farbige Land hinter verschlossenen Fenstern. / Die Garagen öffnen sich; Mittelklassen unterwegs. / Kräne, hinter den Wäldern blitzen auf; die Konvois / auf den Zubringern stehen. Wintersaat, einzelne Traktoren“.

In solchen Versen mit ihrer Typik tritt zugleich die Individualität Beckers hervor, der 2014 mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet wurde. Wenn seine Gedichte nicht aus Ideen hervorgehen, so besitzen sie doch eine Rhythmik des Satzbaus, und ihre Besonderheit liegt im genauen Sehen und im Festhalten des Beobachteten. Becker war Realist, aber wie alle ästhetischen Realisten bildete er

nicht einfach ab, sondern wählte aus der Wirklichkeit aus, ließ Elemente hervortreten oder führte sie überraschend zusammen. Er gehörte zu den Bildermenschen, so wie seine vor ihm verstorbene Frau, die Malerin Rango Bohne, der er in den späten Gedichten liebevoll nachtrauert, und wie sein Sohn, der Fotograf Boris Becker.

Es ist daher kein Wunder, dass ihn bildende Künstler interessiert und beeinflusst haben und auch Eingang in seine Texte fanden. In einem berühmten Gedicht beschrieb er das Phänomen des späten Schneefalls im April, der noch einmal alles weiß bedeckt, aber schnell wieder wegtaut: „April-Schnee; schnell; noch einmal / ist fünfzehn Minuten / Winter und völliges Verschwinden / der Krokus-

Gebiete“. Von dieser Erfahrung der Kurzlebigkeit aus geht es direkt zu einem Zitat Andy Warhols: „und / fünfzehn Minuten, in Zukunft, / sagt Warhol, ist Ruhm“. Aus dieser überraschenden Verbindung ging ein Vergänglichkeitsgedicht des späten zwanzigsten Jahrhunderts hervor, fast barock, denn in der Betrachtung der Natur versteht man, wie schnell auch der menschliche Ruhm verfliegt, „wie Schnee, Verschwinden, April“.

Zeigte sich mit Warhol noch einmal der westliche Einfluss und war Beckers Lebensgebiet das Rheinland um Köln herum gewesen, so richtete sich sein Blick auch nach Osten. Das hängt wiederum mit der frühen Lebensphase zusammen, denn er ist zwar in Köln geboren worden, lebte aber von 1939 an für mehrere Jahre mit

der Familie in Erfurt. Diese Jahre waren prägend, und daher war die Wiedereingung für ihn ein großes Geschenk. Endlich konnte er sich wieder frei in den Kindheitslandschaften bewegen.

Landschaften sind es auch, die aus seinem Werk bleiben werden. Einer seiner Gedichtbände trägt den selbstironischen Titel „Das Ende der Landschaftsmalerei“, denn eigentlich betrieb Jürgen Becker zeitlebens und hauptsächlich Landschaftsmalerei in Versen, nur unter den Bedingungen seiner Gegenwart, „Dorfrand mit Tankstelle“ heißt daher ein anderer Gedichtband. Dieses Beobachten und Aufzeichnen hat, wenn man das Gesamtwerk überblickt, etwas Manisches und Süchtiges, viele Bücher wirken wie ein einziger langer Fluss der Wahrnehmung, zwischen „Swingtime“ und „Altenbeken“, wie die Einleitungsgedichte eines weiteren Bandes heißen.

Es scheint, als hätte dieses Protokollieren beruhigend auf ihn gewirkt, als versicherte er sich damit der Abwesenheit von Katastrophen. Nach der alten Gemütslehre wäre er Melancholiker oder Phlegmatiker gewesen. Das sind Leute, die kein Unheil anrichten und lieber stauend aus dem Fenster schauen. Zu starke Gefühle sind gefährlich, vielleicht hatte er auch das in der Kindheit gelernt. Daraus könnten sich manche eigenwilligen Aussagen erklären wie der letzte Vers eines Gedichts: „Hoffnung, dass man nichts spüren wird bis zum Sterben“. Wie sein Verlag Suhrkamp gestern bekannt gab, ist Jürgen Becker zweieundneunzigjährig am vergangenen Donnerstag in Köln gestorben. DIRK VON PETERSDORFF

Jürgen Becker

Vor einem Wiedersehen sich fragen
ob es noch einen Sinn hat
warum man sich aus dem Weg gegangen ist
was man erwarten kann was man erhofft
ob man die alten Sachen nochmal ausgraben soll
was man Falsches gesagt oder getan hat
ob man etwas nicht richtig verstanden hat
warum kein Telefonanruf keine Ansichtskarte
ob man zuvor noch zum Friseur gehen sollte
was man erzählen kann und was lieber nicht
wie es denn weitergehen wird
was dabei überhaupt herauskommen soll
ob man nicht lassen soll wie es ist
was man anziehen soll
wie es ist wenn man sich besser nicht widersieht

Countdown zur Atombombe

Im Rad des Schicksals: Stefano Massinis „Manhattan Project“ am Akademietheater / Von Martin Lhotzky, Wien

Wir wissen alle, wie es ausging – am 6. und am 9. August 1945 warfen die amerikanischen Streitkräfte je eine Atombombe über den japanischen Städten Hiroshima und Nagasaki ab. Rund hunderttausend Menschen, hauptsächlich Zivilisten und dorthin verschleppte Zwangsarbeiter, starben sofort. Allein bis Ende 1945 starben weitere etwa hundertdreißigtausend Menschen, und eine nicht genau bekannte Anzahl an Todesopfern aufgrund der Spätfolgen dieses Einsatzes von Nuklearwaffen kam in den Jahrzehnten danach noch dazu. 2023 hatte dann der siebenfache oscarprämiierte Film „Oppenheimer“ Premiere. Er erzählt die Biographie von J. Robert Oppenheimer, dem „Vater der Atombombe“. Brauchen wir da nun noch ein Theaterstück zum selben Thema?

Stefan Bachmann in seiner ersten Saison als Burgtheaterdirektor meint „Ja!“ und bringt daher das jüngste Werk des italienischen Autors und Theaterregisseurs Stefano Massini, „Manhattan Project“, als Uraufführung auf die Bühne des Akademietheaters, die zweite, etwas kleinere Spielstätte der Burgtheaterkompanie. Massini-Texte hat Bachmann schon früher inszeniert, etwa 2015 in Dresden als deutschsprachige Erstaufführung „Lehman Brothers“ über den Aufstieg und Fall des gleichnamigen New Yorker Bankhauses. Das Bühnenbild entwarf in Dresden Olaf Altmann, der nun auch in gleicher Funktion in Wien tätig geworden ist, und ohne hämisch sein zu wollen, entdeckt man gewisse Ähnlichkeiten. Wobei am Akademietheater noch mehr fokussiert wird. Ein wirklich riesiges, mit einem

Drahtnetz abgesichertes Rad, eingelassen in eine dunkelgraue Wand, fungiert als Bühnenbild. Ganz selten treten die sieben Schauspieler vor diese Wand, fast immer müssen sie in dem sich langsam drehenden Riesenrad deklamieren und achteben, nicht heranzupuzeln.

Das Rad erinnert irgendwie an eine Klimaaliftung oder, unfreundlicher gesagt, auch an ein Hamsterrad. Das passt an sich schon zum Text von Massini, der sich durch zahlreiche Wiederholungen auszeichnet. Zum Inhalt des Stückes allerdings nicht so ganz, denn da geht es eben um die Entwicklung der Atombombe. Obwohl es auch beim originalen Manhattan Project, wie der Deckname für das atomare

Forschungsprojekt lautete (das übrigens gemeinsam mit Großbritannien und Kanada betrieben wurde), Rückschläge gab, scheint ein ewiges Sich-im-Kreise-Drehen ziemlich übertrieben.

Das Stück jedenfalls besteht aus zwei Teilen: „Buch der Patriarchen“ und „Buch der Propheten“. Betont wird dadurch wohl die Herkunft fast aller am Manhattan Project beteiligten Wissenschaftler aus jüdischen Familien. Einige davon aus dem nationalsozialistischen Deutschland geflüchtet, alle aber in Furcht vor der Entwicklung der Nuklearforschung im „Dritten Reich“. Wird Hitler, den die Akteure in Anspielung auf einen Ausspruch von Paul Erdős, dem weltberühmten Mathematiker aus

Budapest, der am echten Manhattan Project gar nicht beteiligt war, hier aber mit lustigem jiddisch-ungarischen Akzent von Justus Maier dargestellt wird, meistens bloß den „Anstreicher“ nennen, zuerst an Nuklearwaffen gelangen? Das muss verhindert werden, auch Geld darf da keine Rolle spielen! Das wird auch Präsident Roosevelt verstehen, der im Stück freilich nur erwähnt wird, also keinen Auftritt hat.

Im zweiten Teil ist es dann so weit: Sechs Monate lang haben Robert Oppenheimer – der tritt erst jetzt, im „Buch der Propheten“, auf – und sein Team Zeit, die Bombe zu bauen. Max Simonischek gibt Oppenheimer mit Inbrunst und darf jetzt als „Prophet“ meistens vor dem Riesenrad stehen, sich an die Drähte klammern und eine Art Countdown anregen. „Wie viele Tage bleiben uns noch?“ „123!“ Oppenheimer war ja schon in der Schule frech, wie wir erfahren, hat im Bibelunterricht dem Propheten Elias einen Koffer in die Hand gedrückt: Der braucht doch Gepäck, wenn er in den Himmel fährt. Das hat seinem Lehrer gar nicht gefallen, damals. Dem Robert wurde eine Strafarbeit verpasst. „Wie viele Tage bleiben uns noch?“ „57!“ Oppenheimer hat sich irgendwann in eine Kommunistin namens Jean Tatlock verliebt. In diese Rolle schlüpft Markus Meyer sehr gefühlvoll. Aber „wie viele Tage bleiben uns noch?“ „Zehni!“ Und ganz zuletzt, die Atombombe dürfte wohl fertig sein, zitiert er aus dem Buch Jeremia. „Was siehst du noch, Jeremia?“ „Asche und Asche. Ich sehe nichts mehr. Nichts.“

Ein beeindruckender, beängstigender, aber leider auch etwas sperriger Abend.



Er zählt am meisten im Wissenschaftlerkreis: Max Simonischek als Robert Oppenheims in der Wiener Uraufführung von „Manhattan Project“ Foto Tommy Hetzel

Pythia, wen soll ich wählen?

Warum Orakel in der Antike besser funktionierten als bei der Wahl in den Vereinigten Staaten

Während Meinungsforscher bis zuletzt ein knappes Ergebnis der amerikanischen Präsidentschaftswahlen prognostizierten, wusste Allan Lichtman längst Bescheid. Der Historiker aus Washington hatte schon 1981 ein Dreizehn-Faktoren-System entwickelt, mit dem er die Ergebnisse der Präsidentschaftswahlen unabhängig von Meinungsumfragen vorhersagen wollte – und seitdem in neun von zehn Fällen richtig lag. Dieses Mal legte er sich zwei Monate vor der Wahl fest: Kamala Harris werde die nächste Präsidentin, neun der dreizehn Faktoren sprächen für sie.

Es ist, wie wir seit diesem Mittwoch wissen, ganz anders gekommen. Bei seiner einzigen bisherigen Fehlprognose im Jahr 2000 hatte sich Lichtman noch damit rechtfertigen können, dass der von ihm favorisierte Kandidat Al Gore immerhin die Mehrzahl der abgegebenen Stimmen, wenn auch nicht der Wahlmänner auf sich hatte vereinen können. Dieses Mal aber lag Donald Trump selbst im „Popular Vote“ um mehrere Prozentpunkte vorn. Den Status als „berühmtestes Wahlorakel Amerikas“, der ihm in den Medien gerne zugeschrieben wurde, dürfte Lichtman auf absehbare Zeit verloren haben.

Ähnlich wie Lichtman war es schon dem Statistiker Nate Silver ergangen, der nach sehr präzisen Vorhersagen 2008 und 2012 zwischenzeitlich ebenfalls als politisches Orakel galt, 2016 dann aber deutlich danebenlag. Wenn dies also unsere wissenschaftlich zertifizierten Orakel sind, warum nicht gleich ein Flusspferdbaby in Thailand fragen? Dieses, die vier Monate alte Moo Deng, wählte wenige Tage vor der diesjährigen Abstimmung den Fruchtkorb mit der Aufschrift „Donald Trump“ und wurde damit zur neusten Orakelberühmtheit in den sozialen Medien. Ein Platz im Garten des Weißen Hauses scheint ihr damit sicher – ob sie ihren Erfolg aber ebenso oft wird wiederholen können wie einst die Krake Paul, die 2010 das Ergebnis aller sieben deutschen WM-Spiele sowie des Finales korrekt vorhersagte?

Episoden wie diese illustrieren, was wir heute zumeist von einem „Orakel“ erwarten: eine präzise Vorhersage der Zukunft. Orakel können also nur so lange Orakel sein, wie ihre Prophezeiungen durch die Wirklichkeit bestätigt werden. Weil die meisten von uns nicht wirklich daran glauben, dass ein Mensch oder gar ein Tier unfehlbares Wissen über die Zukunft besitzt, fasziniert es uns zwar, wenn solche Vorhersagen wiederholt zutreffen, überrascht uns aber nicht, wenn das irgendwann einmal nicht der Fall ist. Orakel sind heute deswegen vor allem eine Kuriosität.

Das war freilich einmal anders. Das Wort „Orakel“ leitet sich vom lateinischen „oraculum“ ab, und für griechisch-römische Gesellschaften waren solche „Göttersprüche“ und ihre Kultstätten von Anfang an konstitutiv. Am berühmtesten und bedeutendsten wurde das Orakel von Delphi, wo eine Priesterin, die sogenannte Pythia, im Apollo-Tempel auf einem Dreizaack sitzend und von Erdgasen benebelt Fragen beantwortete. Wieso aber gelang ihr, woran nicht nur die Wahlorakel heute scheitern – über Jahrzehnte oder

gar Jahrhunderte ihre prophetische Autorität zu wahren?

Das Erfolgsgeheimnis antiker Orakel ist weniger in den Antworten als in den Fragen zu suchen. Zwar sind im Mythos und in der frühen griechischen Geschichtsschreibung einige Fälle überliefert, in denen ein Bittsteller von der Pythia konkrete Aussagen über die Zukunft erwartete. So wollte der lydische König Krösus vor seinem Angriff auf die Perser wissen, ob er den Krieg gewinnen und lange regieren werde. Gerade dadurch offenbarte er sich für den Historiker Herodot jedoch als Nichtgriecher, der die Antwort, er werde durch den Krieg ein Reich zerstören, denn auch voller Selbstvertrauen missverstand: Es war sein eigenes Reich, nicht das persische, das er zugrunde richten würde.

In aller Regel geboten Pietät und Konvention, dass man Orakel nicht um Vorhersagen, sondern um Ratschläge bat. „Zu welchem Gott soll ich beten, damit ich gesund werde?“ oder „Soll ich Helena oder Penelope heiraten?“, lauteten typische Fragen, wie sie in Inschriften oder auf Wachstafeln überliefert sind. Zwar vertraute man darauf, dass das Orakel bei der Antwort aus seinem göttlich vermittelten Wissen über die Zukunft schöpfte, doch überprüfen ließ sich das letztendlich nicht: Wenn man krank blieb, war das Gebet eben nicht ausreichend gewesen, und wenn die Ehe mit Helena sich als unglücklich erwies, so hätte jene mit Penelope natürlich noch schlimmer sein können. Sollte einem ein Spruch dann doch einmal offensichtlich falsch vorkommen, lag es angesichts der religiösen Autorität des Orakels nahe, die Schuld bei sich selbst zu suchen: Vielleicht hatte man es in unreinem Zustand befragt.

Nicht nur Individuen boten Orakel so Entscheidungshilfen, auch von Gemeinschaften wurden sie immer wieder konsultiert, etwa in religiösen Fragen oder wenn man selbst nicht miteinander einig wurde. Ebenso wichtig wie autoritative Ratschläge mag für viele Bittsteller aber der Rahmen gewesen sein. Ähnlich einer Pilgerfahrt bot die Reise zu großen Orakelstätten wie Delphi die Möglichkeit, Abstand von der eigenen Lebenswelt zu gewinnen und im Austausch mit Priestern und anderen Ratsuchenden neu über sein Anliegen zu reflektieren. Auch was sonst gerade in der Welt jenseits des eigenen Staats passierte, erfuhr man nirgends besser als hier.

Orakel im antiken Sinne hätten wir heute also nicht gefragt, ob Trump oder Harris die Wahl gewinnen würde, sondern allenfalls, ob wir Trump oder Harris wählen sollten (tatsächlich sind solche Fragen für Priesterämter überliefert). Das mag uns auf den ersten Blick nicht weniger abstrus erscheinen, angesichts der gegenwärtigen Polarisierung hätte eine von allen akzeptierte, womöglich irenische Antwort freilich auch Vorteile. Doch selbst wenn wir unsere Wahlentscheidungen letztlich lieber selbst treffen möchten, könnte eine vorherige Reise ins antike Delphi zur inneren Einkehr sicher nicht schaden. Am Eingang des dortigen Tempels stand jedenfalls nicht „Make Greece great again“, sondern „Erkenne dich selbst!“ und „Nichts zu sehr“. JANNIS KOLTERMANN

Suspendierung in Italien

Strafmaßnahme gegen den Schriftsteller und Lehrer Christian Raimo / Von Matthias Rüb, Rom

Der Schriftsteller, Übersetzer und Gymnasiallehrer Christian Raimo ist wegen heftiger Kritik an Bildungsminister Giuseppe Valditaro für drei Monate vom Schuldienst suspendiert worden. Mit der Strafmaßnahme ist die Reduzierung seines Gehalts um die Hälfte verbunden. Zur Begründung teilte das zuständige Schulamt der Hauptstadtregion Latium mit, die bei öffentlichen Auftritten sowie in sozialen Medien geäußerten Ansichten Raimos könnten „nicht als konstruktive Kritik angesehen“ werden, sondern seien „eine Straftat, die gegen die Grundprinzipien des gegenseitigen Respekts und des zivilen Dialogs verstößt“. Raimo hatte Valditaro unter anderem mit dem Todesstern in dem Film „Star Wars“ verglichen, der als legitimes Ziel „abgeschossen werden kann“. Zudem hatte er den Minister als „schmutzigen, gefährlichen und repressiven Schurken“ bezeichnet.

Raimo war bei den Europawahlen im Juni in einem römischen Wahlkreis als Kandidat für das Parteienbündnis der Grünen und Linken angetreten, hatte den Einzugs ins Straßburger Parlament aber verpasst. Bildungsminister Valditaro ist Mitglied der vom stellvertretenden Regierungschef Matteo Salvini geführten rechtsnationalen Partei Lega. Die Kritik Raimos an dem Minister könnte mithin als scharfe Auseinandersetzung auf dem Feld der Politik betrachtet werden, die dieser als Privatperson und nicht in seiner Eigenschaft

als Lehrer geführt hat. Valditaro hätte – wie in vergleichbaren Fällen üblich – Anzeige erstatten können wegen Verunglimpfung, hat aber offenbar ein Disziplinarverfahren gegen Raimo anstrengen lassen. In der Region Latium regiert dasselbe Mitte-rechts-Bündnis, das auch die Parlamentswahlen vom September 2022 gewonnen hatte.

Gegen Raimo, der an einem Gymnasium Geschichte und Philosophie unterrichtet, war bereits in der Vergangenheit wegen Äußerungen im Zusammenhang mit dem Fall Ilaria Salis ein Disziplinarverfahren eröffnet worden. Die antifaschistische Aktivistin aus Mailand muss sich wegen des Vorwurfs der gemeinsamen schweren Körperverletzung bei einem Treffen von Neonazis in Budapest vor einem ungarischen Gericht verantworten, genießt aber als frisch gewählte EU-Abgeordnete Immunität. Sie bestreitet die Vorwürfe. Raimo hatte in einer Fernsehdebatte gesagt: „Neonazis müssen verprügelt werden.“

Raimo zeigte sich von der nun verfügten Suspendierung überrascht und erwägt, Rechtsmittel einzulegen. Seine Kritik am Bildungsminister habe nicht der Person gegolten, sondern sich auf dessen Handeln als Amtsträger bezogen. Zunächst müsse er aber „darüber nachdenken, wie ich die nächsten drei Monate von sechshundert Euro im Monat leben kann“, sagte er einem italienischen Rundfunksender.